Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 2

Artikel: Giovanni Segantini und Hans Thoma
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662967

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sen Stamm in Nismes liege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenens Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und vor Tränen konnte sie ihn kaum lesen; aber was er enthielt, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig beteuerte er ihr, wie er erst jetzt so tief fühle, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnenglut versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüte, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erlöschen schien, regte sich wieder frisch in allen Pulsen des jungen Mädchens. Auch von Ammis Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfes, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerm Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene zu übertragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Versöhnung, und in Lenens Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschicke seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vorher gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene dein und mein Erbe ist." Die betagte Witwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenens Liebe teilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

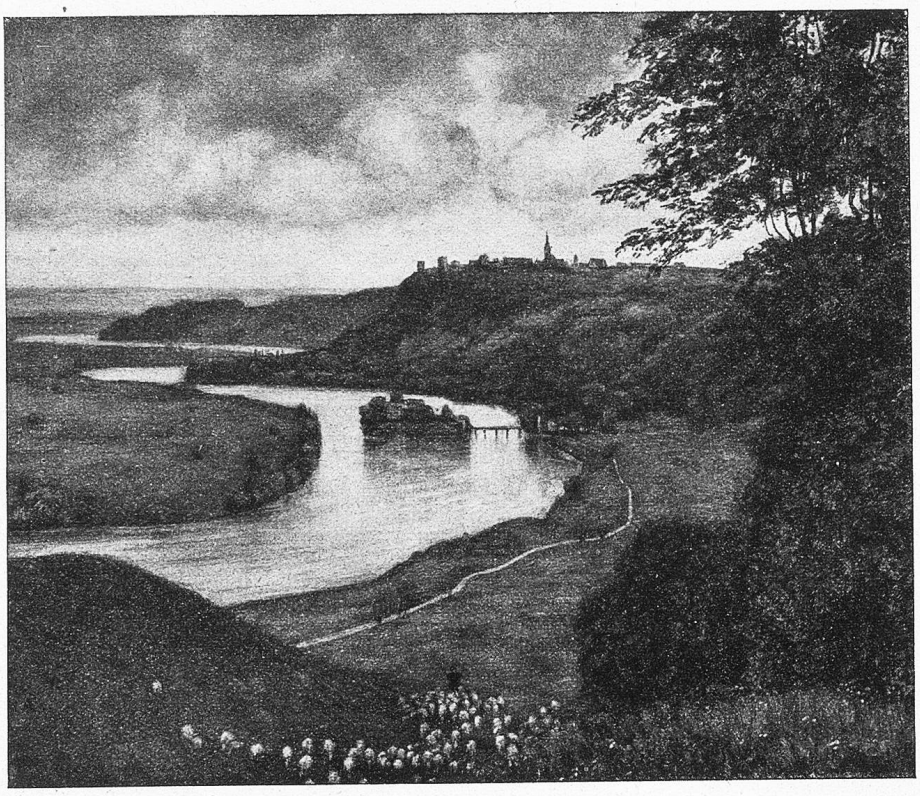
Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschieren sollte. (Schluß folgt.)

Giovanni Segantini und Hans Thoma.

Wir haben es erlebt, wie diese beiden Maler, lange Zeit von ihren Mitmenschen unterschätzt und mißachtet, neue Lebenswerte schufen, die je länger je mehr Gemeingut und allmählig Fleisch und Blut der Menschheit wurden. Wer von uns ist nicht um etwas Neues durch ihre Werke bereichert worden? Beide, aus armseligen und einfachen Verhältnissen herausgewachsen, gaben uns mehr, als sonst Reiche zu geben vermögen, und so bestätigt sich wieder einmal die Erhabenheit der menschlichen Natur, deren Kehrseite wir in den letzten Jahren oft genug und bis zur Verzweiflung zu verspüren bekamen.

Beide waren, man fühlt es aus ihrem Lebenswerk heraus, nicht bloß zum Sehen, sondern ebenso sehr zum Schauen geboren. Sie begnügten sich nicht, wie viele andere, mit der farbigen Wiedergabe der äußern Wirklichkeit; sie hatten Phantasie, Tiefe des Gefühls, mächtigen Willen und Ideen und vermochten sich kraft dieser Eigenschaften in „Gesichten" auszuleben. Sie sind durch und durch gesund, treffen sich in der Liebe für alle Dinge, die auf Erden sind und leben, und finden in der Natur, aus kindlichem Schauen heraus, den Quell alles Guten und Schönen. Beide verehren wir, gleich als große Persönlichkeiten, geniale Menschen, die auch auf andern Gebieten menschlicher Tätigkeit selbständige Wege gefunden und Neuland aufgebrochen haben würden. In unablässiger, 22jähriger Arbeit hatte Giovanni Segantini, der am 28. September 1899 auf dem Schafberg oberhalb Pontresina starb, sein Lebenswerk geschaffen, aus dem wir im Oktoberheft unsern Lesern einige Proben vorgeführt haben.

Gesunder Erdgeruch strömt uns aus dem Boden, Wärme aus der durchsichtigen Luft, Erhabenheit aus der ewig herrlichen Natur, die Seligkeit der Ruhe nach der Arbeit in einem Bilde wie „Mittag in den Alpen" (1892) entgegen (Vergl. Abbildung Seite 3). Man betrachte die Haltung der Hirtin, bei der man über der Pracht des Gemalten im gemalten Bilde fast die Zartheit der Empfindung



Hans Thoma: Phantasielandschaft. Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

hang in dem All und Einen und darum werden seine Werke auch der Zukunft angehören. Wie sie entstanden, erklärt uns Segantini menschlich und ernst:

„Als ich den Eltern eines gestorbenen Kindes den Schmerz lindern wollte, malte ich das Bild „Glaubenstrost"; um das Liebesband zweier jungen Menschen zu weihen, malte ich „Die Liebe am Quell des Lebens"; um die ganze Seligkeit der Mutterliebe fühlen zu lassen, malte ich die Frucht der Liebe, „Den Lebensengel"; als ich die schlechten Mütter, die hohlen und unfruchtbaren, der Lust lebenden Frauen geißeln wollte, malte ich die Geißeln in der Gestalt des Fegefeuers, und als ich die Quelle allen Übels bezeichnen wollte, malte ich „Die Eitelkeit". Ich will, daß die Menschen die guten Tiere lieben, jene, von denen sie Milch, Fleisch und Felle gewinnen, und ich malte „Die beiden Mütter", „Die Mutter" und das brave Pferd am Pfluge, das mit dem Menschen und für ihn arbeitet. Ich malte die Arbeit und die Ruhe nach der Arbeit, und vor allem malte ich die braven Tiere mit den Augen voller Sanftmut." Ein neuer Franz von Assisi! —

vergißt. Der Natur werden ihre innersten Farbenprobleme entnommen, die wir freilich nur aus einer farbigen Wiedergabe erfassen könnten. Von den mit Gedanken und Empfindungen durchdrungenen Naturschilderungen gelangte Segantini ganz von selbst zu symbolischen und allegorischen Darstellungen, wie er sie in Savognino malte: „Der Engel des Lebens" (1894) und „Die Stimme" (1894) (Seite 15 u. 11). In Maloja entstand 1895 die „Rückkehr in die Heimat (S. 9), das durch die Tiefe der Auffassung beglückt und reinigt, indem es uns die menschliche Tragik restlos angesichts der ewigen Ruhe des Hochgebirgs enthüllt, in die wir alle über kurz oder lang eingehen.

Wie das Bekenntnis einer von Liebe überquellenden Seele mutet uns, Seite 13, die „Liebe auf den Bergen" (1883) an, welches Bild noch in der Brianza entstand; es ist die malerische Beschreibung eines seelischen Zustandes. In dem Bilde „Mondschein" (1891) (vergl. S. 5) redet er in gedämpften Tönen von den Mühseligkeiten des Hirten und der Zusammengehörigkeit von Mensch und Tier. Er fühlte wie Gottfried Keller den Zusammen-

Einer der volkstümlichsten unter den deutschen Meistern der Neuzeit ist der in Karlsruhe lebende Hans Thoma, der, am 2. Oktober 1839 in dem lieblichen Schwarzwalddorfe Bernau geboren, wie Böcklin und Gottfried Keller, ein ganzes Menschenalter brauchte, bis Deutschland ihn den „seinen" nannte. Aber er wartete gelassen, bis seine Zeit erfüllet war und ein kunstverständigeres Geschlecht heraufzog, das über schulgemäße Korrektheit hinwegzusehen und dafür die Gedanken- und Gemütstiefe, die auf das Große und Ganze ausgeht, die bewegende Idee zu erfassen vermochte.

Es war ihm vergönnt, fernab vom lärmen-

den, zerstreuenden und ernüchternden Getriebe der Großstadt, in der poesievollen Einsamkeit eines quellfrischen Schwarzwaldtales aufzuwachsen und die geistigen und seelischen Kräfte des begabten, unverdorbenen alemannischen Stammes in sich zu verarbeiten. Mit Peter Hebel hat er vieles gemein, Neigung zur bodenwüchsigen, sinnigen und duftigen Volkskunst. Unter der Führung Schirmers wußte er sich auf der Kunstschule in Karlsruhe Selbständigkeit zu bewahren und den ihm von der Natur und seinem Genius vorgezeichneten Weg zu verfolgen. Paris (1868) öffnete ihm die Augen für den großzügigen Realismus eines Gustav Courbet, und München brachte ihn in Beziehung zu Böcklin, Hans von Marées und Adolf Hildebrandt. Der intime Landschafter, Stilleben- und Porträtmaler, der unermüdlich strebte, nahm auch die Schätze des alten Kunstlandes Italien in sich auf und warf sich auf die Darstellung einer neuen Welt, verkörperte das segensreiche oder unheilschwangere Weben und Walten der Naturkräfte, der Götter und Helden der germanischen Frühzeit, den Wechsel und Lauf der Gestirne und Jahreszeiten, die reichen und duftigen Volkssagen und Märchen, die dem Kinde des Volkes ganz anders nahestanden als den blasierten Städtern. Auch den Legenden und Heilswahrheiten des Evangeliums wandte er sich zu; aber die Grundlage und der Schwerpunkt seiner Kunst blieb stets die Landschaft, für deren Stimmungswechsel er den vollkommensten und verklärendsten Ausdruck fand.

Die „Träumerei an einem Schwarzwaldsee" (Zug zur Gralsburg), „Paradies" und „Weihnacht" zeigen sein tiefgläubiges Herz, das legendären Stoffen zugetan ist; die Mutterliebe verherrlicht sein inniges Werk „Mutter und Kind", die reine Jugendlust in der freien Natur der „Kinderreigen". Seinen Sinn für Poesie beweist jede seiner Landschaften. Von der Vielseitigkeit Thomas vermögen wir kaum einen Begriff zu geben; sie umfaßt das All der Erscheinungen; nur der Schlachtenmalerei blieb er abhold — das ist bezeichnend für seine edle menschliche Gesinnung. Welch reiner Idealismus seine Werk beherrscht, geht am besten aus folgenden Bruchstücken seiner Rede hervor, die er 1899, an seinem 60. Geburtstag, seinen Getreuen hielt:

„Warum hat denn die Kunst so viel Bedeutung, warum macht man sich so viel daraus? — sie ist doch eigentlich nur ein frohes geistiges Spiel, welches der Künstler zumeist für sich selbst zu seiner eigenen Befriedigung ausführt. — Dadurch hat er seinen Lohn schon vorweg und er soll der Welt nur dankbar sein, wenn sie ihn nicht stört in seinem kindlich egoistischen Gebaren — ihn nicht von seinem Maltrieb ab- und wegzieht zu anderen Pflichten.

Hans Thoma: Am Fenster. Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

Aber die Welt kümmert sich doch gleich darum, was er macht — sie lacht wohl auch, daß er so seine Zeit vertrödelt, daß er nichts macht, was sie brauchen kann; sie ärgert sich auch wohl über ihn, daß er sich nicht ins Joch spannen läßt und es somit — gleichsam besser haben will als viele andere. — Aber sie sieht ihm doch zu — und solche, in denen der Spieltrieb nicht ganz erloschen ist, finden, daß das, was der Künstler so für sich macht, ein ganz schönes Spiel ist, und sie sagen: Ei, seht einmal her; das, was der macht, ist etwas Schönes — so würden wir es auch machen, wenn wir Geduld und Zeit zu solchem Tun hätten — und indem sie es schön nennen, bezeugen sie, daß sie Anteil nehmen an seinem Schaffen, und es findet sich wohl endlich, daß das, was Unsinn schien, doch Sinn hat

— manches, was Schein schien, doch auf eine Wahrheit hindeutete. — Das Spiel des Künstlers, so sehr dem Traumleben verwandt, scheint uns auf einmal einen Blick zu eröffnen in die geheimnisvollen Tiefen, in denen unser Dasein wurzelt. Wir ahnen dann vor den Werken der Kunst, daß hinter dem heitern Kinderspiel ein tiefer Ernst steckt — und daß das, was Willkür schien, aus folgerichtiger Notwendigkeit hervorgeht — und wir empfinden diese notwendige Folge zumeist als Harmonie, als die Einheitlichkeit, die aller guten Kunst eigen ist. Wir fangen an zu glauben, daß da etwas von dem, was uns allen genommen ist, etwas aus dem dunklen Grunde unseres Seins offenbar werden könnte; freilich werden wir ja dadurch immer nur zum Ahnen kommen — aber wir wollen dies Ahnen nicht verachten, ist es doch der liebliche Vorbote des Glaubens, der ja ebenso aus der Gemeinsamkeit unseres Gefühlslebens entsprungen; erhaben über alle egoistischen Bestrebungen, die der Tag, das Leben notwendig mit sich bringen, die entzweien und zum Kampfe führen, stellt die Kunst einen schönen Frieden, eine Harmonie her. Wir können durch sie erhoben sein in eine Region über allem Lieben und Hassen. — Ein Hauch der Versöhnung begleitet sie, und was der Wille heftig fordert und erkämpft im Leben, das schweigt vor ihr, vor ihrem stillen Schauen, vor ihrem stillen Lauschen. Wir werden dem ähnlich, was man sich unter Göttern denkt — die Ruhe kommt, die alle Angst des klopfenden Herzens verscheucht — die große Gelassenheit. Ja, wenn sich die Kunst so recht in ihrer Erhabenheit würde zeigen können, so wäre der Friede auf der Welt hergestellt; aber sie ist ja auch nur menschlich, Schwächen mischen sich ein — Verzeichnungen und dergleichen mehr.

Aber auch mit der kleinen Abschlagszahlung, die uns die Kunst bietet zu einer Erhebung in reinere Höhen, in friedlichere Tiefen, dürfen wir zufrieden sein — und so begrüßen wir sie gern, wo sie uns nur etwas von ihrer Hoheit offenbart.

Die Kunst steht über den Gegensätzen, welche der Kampf ums Dasein geschaffen hat — ein friedliches Element — und so lieben wir das kindliche Spiel, aus dem sie hervorwächst.

Dem Erbteil gegenüber, welches mir vor 60 Jahren auf die Welt mitgegeben wurde, habe ich lange nicht genug geleistet....

Die Natur hat mir gute Anlagen zum Sehen und Schauen mitgegeben; von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und Geduld, das große Erbgut der Armen, wenn sie es richtig zu gebrauchen lernen; als besonderes Muttererbe wurde mir ein reicher Schatz von Phantasie und Poesie in den einfachen Grundformen, wie sie noch im Volke lebt — meine künstlerische Erziehung war geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit, all das Licht und die Farben zu sehen, welche der Wechsel der Tageszeiten hervorbringt. Was hatte ich für Zeit, in die Wolken zu schauen, von den Höhen ins Tal hinunter und hinauf zu den Bergen, wo die Schatten mitzogen... Diese Vorschule des Sehens dauerte bis in mein zwanzigstes Jahr; dann erst kam ich in die Kunstakademie, und nachher quälte ich mich jahrelang, Geschautes mit Erlerntem zu vereinigen."

Wie glücklich muß der im Schaffen sich fühlen, der über diesem Glück den Schmerz vergißt, bis zu seinem 50. Jahre von der großen Mehrheit seiner Landsleute nicht verstanden worden zu sein!

Aus Tagebuchblättern

von Nanny von Escher. (Schluß.)

Den 23. März.

Manchmal packt mich ein Zweifel an aller Freundschaft. Wichtig und wertvoll kommt sie mir vor wie ein schillernder Nebelschleier, der vor der Sonne des Egoismus zerfließt. Dahinter liegt die Welt, doppelt kalt und öde. Manchmal aber denke ich an alles, was die Freundschaft mir gab, und dann sage ich mir: sie war doch mein höchstes Gut. Wir dürfen sie nur nicht für einen Besitz halten, mit dem wir rechnen können; sie ist ein Glückslehen.

Den 24. März.

Einen sprechenden Beweis von der Macht der Bodenzugehörigkeit habe ich heute erfahren. Einer der Briefträger, der mir durch seine Anhänglichkeit oft aufgefallen war, blieb gestern eines Kirchganges wegen fort. Als ich ihn heute